

Paul B. Preciado

Ein Apartment auf dem Uranus
Chroniken eines Übergangs

Mit einem Vorwort
von Virginie Despentes
edition suhrkamp

SV



Paul B. Preciado

Ein Apartment auf dem Uranus

Chroniken eines Übergangs

Mit einem Vorwort
von Virginie Despentes

Aus dem Französischen
von Stefan Lorenzer

Suhrkamp

Die Originalausgabe dieses Buches erschien 2019 unter dem Titel
Un appartement sur Uranus. Chroniques de la traversée
bei Éditions Bernard Grasset (Paris).

Die Essays zur Coronakrise wurden zusätzlich in diesen Band aufgenommen. Der erste erschien unter dem Titel »La conjuration des losers« am 27. März 2020 in *Libération*, der zweite am 28. März unter dem Titel »Aprendiendo del virus« in der spanischen Tageszeitung *El País*.

Erste Auflage 2020
edition suhrkamp
Sonderdruck

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2020
© Paul B. Preciado 2019
© Paul B. Preciado 2019, 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: SatzOffizin Hümer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-07651-4

Inhalt

Vorwort 11
Einleitung 19

2013

Wir sagen Revolution 51 – Wer verteidigt das queere Kind? 53 – Politisch unterstützte Fortpflanzung 60 – Candy Crush Rehab 64 – Die Äffinnen der Republik 67 – Nekropolitik auf französische Art 71 – Frauenrecht auf (Sex-)Arbeit 75

2014

Den Gebärmutterstreik ausrufen 81 – Die Kugel 85 – Onfray in völliger Geschlechterverwirrung 88 – Liebe im Anthropozän 94 – Vergesslicher Feminismus 97 – Marcos forever 101 – Die Statistik, stärker als die Liebe 105 – Attraktion des Bruchs 110 – Der Feminismus ist kein Humanismus 114 – »Snuff«-Souveränität 118 – Der Mut, man selbst zu sein 122

2015

Transkatalonien 129 – Pedro Lemebel, Deine Seele wird nie aufgeben 133 – Der heilige Valentin ist ein Drecksack 136 – Das neoliberalen Museum 140 – Nekropolitik 144 – Die Ajayus rufen 147 – Chemische

Kondome 151 – Die Reise ist meine Geliebte 156 –
Volk der Herumtreiber 160 – In den Armen der Rodina
Mat 165 – Eine andere Stimme 170 – Dein Rollstuhl
macht mich an 175 – Beirut mon amour 180 – Eine
Stadt lieben 184 – Wen wärmen die griechischen
Schulden? 188

2016

Eine Schule für Alan 195 – Vergessen wir die
Vorstellung, etwas Besonderes zu sein 200 –
Etymologien 204 – Hommage an die unbekannte
Amme 208 – Reise ans Ende des Bettess 212 – Schlaflose
Nacht 216 – Die neue Katastrophe Kleinasiens 220 –
Transit-Identität 225 – Mein Körper existiert
nicht 229 – Reise nach Lesbos 232 – Vornamen: Paul
Beatriz, Antrag 34/2016 236 – Mein Transkörper ist ein
leeres Haus 240 – Glück ist für Marx politische
Emanzipation 244 – Der Ort, der dich willkommen
heißt 248 – Die Zerstörung war meine Beatriz 251 –
Athens Teen Spirit 255 – Pack Deine Sachen 259

2017

Unsere Bildschirme schauen sich an 265 – Vom
Buchdruck zum Fleischdruck 269 – Der Hintern der
Geschichte 273 – San Francisco, »Amerikas
Klitoris« 278 – Die vaterlandslose Ausstellung 282 –
Ich möchte leben 288 – Unsere Bisons 292 –
Intersexizid 297 – Der Süden existiert nicht 302 –

Tweety hat ein Rendezvous mit der Geschichte 306 –
Mein Volk ist das Volk der Niedriggeborenen 311 –
Demokraten gegen die Demokratie 316 – Körper, die
sich bewegen 321 – Feierlichkeiten 325 – Ich will
keinen Präsidenten 329

2018

Der Sohn 337 – Brief eines Transmannes an das
Ancien Régime der Sexualität 341

Postskriptum (2020)

Die Verschwörung der Verlierer 348 – Vom Virus
lernen 351

Einleitung

Ein Apartment auf dem Uranus

Mit den Jahren habe ich gelernt, Träume als integralen Bestandteil des Lebens zu betrachten. Es gibt Träume, die wegen ihrer sinnlichen Intensität, ihres Realismus oder gerade wegen der Abwesenheit jedes Realismus mit dem gleichen Recht in eine Autobiografie gehören wie wirklich erlebte Geschehnisse. Das Leben beginnt und vollendet sich im Unbewussten, die Handlungen, die wir wachen Auges vollziehen, sind nur Inseln in einem Archipel der Träume. Keine Existenz lässt sich in ihrem Glück oder ihrem Wahnsinn ganz wiedergeben, ohne den Traum erfahrungen Rechnung zu tragen. Das ist die Umkehrung der Maxime des Calderón de la Barca: Wo dieser forderte, man müsse das Leben als Traum betrachten, gilt es zu begreifen, dass auch Träume eine Form des Lebens sind. Mit den Ägyptern zu glauben, Träume seien kosmische Kanäle, durch welche die Seelen unserer Vorfahren mit uns in Verbindung treten, ist so merkwürdig wie die Annahme von Neurowissenschaftlern, Träume entstünden im *Cut-and-paste*-Verfahren aus Elementen, die, vom Gehirn im Wachzustand erlebt, in der REM-Phase des Schlafs zurückkehren, während unsere Augen sich unter den Lidern bewegen, als ob sie etwas erblickten. Sie sind geschlossen, sie schlafen und hören doch nicht auf zu sehen. Daher ist es angemessener zu sagen, die menschliche Psyche erschaffe und bearbeite unablässig

die Wirklichkeit, manchmal im Wachen, manchmal im Traum.

Mein Wachleben in den letzten Monaten war, mit einer euphemistischen katalanischen Wendung, »gut, wenn wir nicht ins Detail gehen«, mein Traumleben aber hatte die Kraft eines Romans von Ursula Le Guin. In einem der letzten Träume sprach ich mit der Künstlerin Dominique Gonzalez-Foerster über mein Problem der geografischen Entortung: Nach jahrelangem Nomadendasein fällt es mir schwer, mich für den Ort zu entscheiden, an dem ich in dieser Welt leben soll. Während dieses Gesprächs sahen wir die Planeten sanft im Orbit kreisen, als wären wir zwei Riesenkinder und das Sonnensystem ein Mobile von Calder. Im Augenblick, sagte ich ihr, hätte ich auf jedem Planeten ein Apartment gemietet, um dem Entscheidungskonflikt auszuweichen, ich bliebe aber auf keinem länger als einen Monat, und diese Situation sei ökonomisch und emotional untragbar. Dominique war in meinem Traum Expertin für außerirdisches Immobilienmanagement, wahrscheinlich weil sie das Projekt »Exotourismus« ins Leben gerufen hat. »An deiner Stelle nähme ich ein Apartment auf dem Mars und würde einen Außenposten auf dem Saturn behalten«, erklärte sie mir ganz pragmatisch, »aber das Apartment auf dem Uranus solltest Du aufgeben. Das ist viel zu weit weg.«

Als ich wieder aufwache, verfüge ich über keine nennenswerten astronomischen Kenntnisse und habe nicht die leiseste Vorstellung von der Position der Planeten im Sonnensystem oder ihrem Abstand zueinander. Aber ich rufe den Wikipedia-Eintrag zum Uranus auf. Tatsächlich

zählt er zu den Planeten, die am weitesten von der Erde entfernt sind. Nur Neptun und Pluto sowie die Zwergplaneten Haumea, Makemake und Eris sind noch weiter weg. Wie ich lese, war Uranus der erste mit einem Teleskop entdeckte Planet. Acht Jahre vor der Französischen Revolution hatte ihn der Astronom und Musiker Wilhelm Herschel bei klarem Himmel vom Garten seines Hauses in der New King Street in Bath aus mit einem selbstgebauten Fernglas beobachtet, am 13. März 1781. Herschel, der noch nicht wusste, ob er es mit einem Riesenstern oder einem Kometen ohne Schweif zu tun hatte, taufte ihn auf den Namen »Georgium Sidus«, »Georges Gestirn«, um den König über den Verlust der britischen Kolonien in Amerika hinwegzutrösten. England hatte einen Kontinent verloren, der König einen Himmelskörper gewonnen. Herschel aber bekam dank Uranus eine großzügige königliche Jahrespension in Höhe von zweihundert Pfund. Wegen Uranus gab er die Musik auf, verließ Bath, wo er Kapellmeister gewesen war, und zog nach Windsor, damit sich der König durch einen Blick durchs Teleskop jederzeit seiner neuen Eroberung versichern konnte. Wegen Uranus, so heißt es, wurde Herschel verrückt. Den Rest seines Lebens verbrachte er damit, das größte Teleskop des 18. Jahrhunderts zu bauen, das die Engländer »das Ungetüm« nannten. Und wegen Uranus sollte er nie mehr Oboe spielen. Er starb mit 84, mit exakt so vielen Jahren, wie Uranus braucht, um die Sonne zu umrunden. Der Tubus seines Teleskops soll einen so gewaltigen Durchmesser besessen haben, dass die Familie ihn bei Trauerfeiern als Speisesaal nutzte.

Uranus ist, was Physiker einen Gasriesen nennen. Aus Eis, Methan und Ammoniak bestehend, ist er der kälteste Planet des Sonnensystems, auf seiner Oberfläche können Windgeschwindigkeiten von über 900 Stundenkilometern herrschen. Kurzum: Man kann nicht behaupten, die Lebensbedingungen seien günstig. Dominique hatte recht: Das Apartment auf dem Uranus sollte ich aufgeben.

Aber der Traum funktioniert wie ein Virus. Seit jener Nacht wird der Wunsch, ein Apartment auf dem Uranus zu haben, auch im Wachzustand immer stärker, und mehr und mehr bin ich davon überzeugt, dass ich genau dort leben möchte.

War der Uranus in meinem Traum eine Art Utopie, bezeichnete das Wort *ouranós* bei den alten Griechen das feste Dach der Welt, den äußersten Rand des Himmelsgewölbes. In zahlreichen griechischen Beschwörungsriten gilt der *ouranós* als Haus der Götter. In der Mythologie wiederum ist Uranos der von Gaia, der Erde, ohne fremdes Zutun, ohne Befruchtung oder Begattung, geborene Sohn. Die griechische Mythologie ist eine Art Retro-Science-Fiction-Saga, in der Technologien der Reproduktion und Transformation der Körper, die im 20. und 21. Jahrhundert auf den Plan treten, im Do-it-yourself-Modus vorweggenommen sind. Und sie ist auch eine kitschige Fernsehserie, deren Personal sich einer unausdenklichen Fülle gesetzloser Beziehungen hingibt. So vermählt sich Gaia mit ihrem Sohn Uranos, einem Gott, der häufig inmitten eines Sternennebels dargestellt wird, wie eine Art Tom of Finland, der mit anderen muskelbepackten Typen in einem Techno-Club auf dem Olymp tanzt.

Wir sagen Revolution

Es scheint, als wollten die Gurus des alten kolonialen Europa uns Aktivisten der Occupy-, Indignados-, Krüppel-Trans-Schwuchtellesben-Intersex- und Postporn-Bewegungen in diesen Jahren mit aller Macht einreden, wir könnten keine Revolution machen, weil uns dazu die Ideologie fehle. Sie sagen »Ideologie«, wie meine Mutter »Ehemann« sagte. Nun, wir brauchen keine Ideologie und keinen Ehemann. Wir brauchen keinen Ehemann, wir neuen Feministinnen und Feministen, weil wir keine Frauen sind. Und weil wir kein Volk sind, brauchen wir keine Ideologie. Keinen Kommunismus, keinen Liberalismus. Keine christlich-muslimisch-jüdische Leier. Wir sprechen eine andere Sprache. Sie sagen: Repräsentation. Wir sagen: Experiment. Sie sagen: Identität. Wir sagen: Vielheit. Sie sagen: die Banlieues in den Griff bekommen. Wir sagen: die Stadt durchmischen. Sie sagen: Schulden. Wir sagen: sexuelle Kooperation und somatische Interdependenz. Sie sagen: Humankapital. Wir sagen: artenübergreifende Allianz. Sie sagen: Bei uns gibt's Pferdefleisch. Wir sagen: Lasst uns aufs Pferd steigen, um zusammen dem globalen Schlachthof zu entkommen. Sie sagen: Macht. Wir sagen: Kraft. Sie sagen: Integration. Wir sagen: Open Source. Sie sagen: Mann/Frau, schwarz/weiß, Mensch/Tier, homosexuell/heterosexuell, Israel/Palästina. Wir sagen: Du weißt schon, dass deine Wahrheitsproduktionsmaschine nicht mehr funktioniert? Wie viele Galileis wird es diesmal brauchen, bis wir, wir selbst wieder lernen, die Dinge beim

Namen zu nennen? Sie führen einen Wirtschaftskrieg gegen uns, sie rücken uns mit der neoliberalen Digitalmachete auf den Leib. Aber dem Wohlfahrtsstaat, der auch die Psychiatrie, die Behindertenanstalt, das Gefängnis, die patriarchal-kolonialistisch-heterozentrische Schule war, weinen wir keine Träne nach. Es ist Zeit, Foucault auf Krüppel-queere Diät zu setzen und den *Tod der Klinik* zu schreiben. Es ist Zeit, Marx zum ökosexuellen Workshop einzuladen. Und wir werden uns hüten, den Disziplinarstaat gegen den neoliberalen Markt auszuspielen, mit dem er sich längst verbündet hat. Im neuen Europa ist der Markt die eine und einzige Staatsräson und der Staat bloß noch der Handlanger, dessen Funktion darin besteht, Sicherheitspanik zu verbreiten, um die Fiktion der nationalen Identität aufrechtzuerhalten. Wir möchten uns weder als kognitive Arbeiter noch als pharmapornografische Konsumanten begreifen. Wir sind nicht Facebook, so wenig wie Google, Nestlé oder Pfizer-Wyeth. Wir wollen weder französisch produzieren noch europäisch. Wir wollen gar nicht produzieren. Wir sind das lebendige dezentralisierte Netzwerk. Wir verweigern uns einer Staatsbürgerschaft, die sich durch unsere Produktiv- oder Reproduktivkraft definiert. Wir wollen eine totale Staatsbürgerschaft, die sich durch das Teilen von Techniken, von Flüssigkeiten, von Samen, von Wasser, von Wissen definiert ... Sie sagen: Der neue Krieg wird ein Drohnenkrieg sein. Wir wollen mit den Drohnen Liebe machen. Unser Aufstand ist der Frieden, der totale Affekt. Sie sagen Krise. Wir sagen Revolution.

Paris, 20. März 2013

Vergessen wir die Vorstellung, etwas Besonderes zu sein

Manchmal stelle ich mir die Menschheit als Theaterensemble mit knapp 7,4 Milliarden Schauspielern vor. Ein Ensemble, in dem wir alle ein und dasselbe Stück zur Aufführung bringen.

Gebannt starre ich im Internet auf die rasende World Population Clock, die Weltbevölkerungsuhr. 7.381.108.786. In der Zeit, in der ich diese Zahl notiere, hat sie sich auf der Weltuhr schon wieder geändert. Diese Zeit ist auch meine Lebenszeit, die Zeit, in der mein Part geschrieben und wieder gelöscht wird. Pro Sekunde treten vier neue Schauspieler auf und zwei andere ab. Heute werden 360 000 neue Schauspieler die Bühne betreten. Und 160 000 werden sie verlassen.

Die Bühne, auf der dieses merkwürdige Stück gespielt wird, ist durch unüberwindliche Grenzen unterteilt. Schauspieler, die von der jeweils anderen Seite kommen, werden nicht als Teil des gleichen Ensembles anerkannt. Alle siebenundzwanzig Sekunden versucht ein migrantischer Schauspieler, auf der Weltbühne eine Grenze zu überschreiten. Jeder Achte wird dabei sein Leben lassen.

Ich frage mich, was uns bewogen hat, uns blind auf die Aufführung eines so irrsinnigen Theaterstücks einzulassen. Weshalb fügen wir uns so demütig in unsere Rollen? Manche betrachten die Ergebenheit, mit der wir an dieser Inszenierung mitwirken, als Glaube oder als Erfüllung eines göttlichen Plans. Andere führen gesellschaftliche

Determinismen oder die menschliche Natur ins Feld, der Neoliberalismus spricht vom freien Markt, als handele es sich um eine Naturtatsache, und die Ich-Psychologie macht Identität zu einem quantifizierbaren Objekt, das jeden Schauspieler dazu bringt, seinen Part zu bejahren, ihn für unabwendbar und das eigene Spiel für echt und wahrhaftig zu halten. Am unglaublichesten ist jedoch, dass wir Schauspieler, die keinen Einfluss auf die Bedingungen ihrer Auftritte haben und keine Möglichkeit, ihre Rolle umzuschreiben, als Bürger bezeichnen.

Aber wer profitiert von der Stabilität der Rollen, die man uns zuweist? Wie werden sie verteilt? Weshalb wiederholen wir wieder und wieder die gleichen Texte? Warum fehlen ganze Abschnitte der Geschichte? Wie ist es möglich, dass man keinen Akt hinzufügen und das Drehbuch nicht verändern kann?

Spinoza hat das Problem erkannt, wie nach ihm Nietzsche: Wir weigern uns anzuerkennen, dass wir es sind, die das Stück schreiben und zur Aufführung bringen. Wir unterwerfen uns lieber, als die Verantwortung für diese verhängnisvolle Inszenierung zu übernehmen.

Der erste Akt der kognitiven Emanzipation besteht darin, sich zu vergegenwärtigen, dass in diesem zur zweiten Natur gewordenen Werk pharaonischen Ausmaßes jeder die Rolle jedes beliebigen anderen spielen könnte. Schau, wie schnell sich die Zahl auf der Weltbevölkerungsuhren ändert, und schlag dir den Gedanken aus dem Kopf, etwas Besonderes zu sein. Jeder Körper ist jeder andere. Jede Seele ist jede andere. Nationalität, Geschlecht, Gender, sexuelle Orientierung, Religion, Ethnie – alles

Avatare des Skripts. Der Schauspieler, der den Soldaten und Sexsklaven in der ugandischen Lord's Resistance Army spielt, könnte gerade so gut die heterosexuelle Frau aus der Mittelschicht geben, die in einem Mailänder Vorstadthäuschen am Herd steht. Er müsste bloß die Mache- te gegen das Bügeleisen tauschen und lernen, wie man Panettone backt. Und eines Tages, bei einem Stück Panet- tone und einem Glas Asti Spumante, hätte sie plötzlich die Bilder aus ihrer alten Rolle wieder im Kopf: die Mas- saker in einem sudanesischen Flüchtlingslager, ein Pfad in der Nacht, die Gruppen von Kinder-Soldaten-Schau- spielern, die aus Flüchtlingslagern entkommen und nun auf dem Weg nach Gulu sind. Sie würde sich, ungläubig, daran erinnern, vergewaltigt zu haben, und sie würde sich an ihn erinnern, scheinbar männlichen Geschlechts, als er vergewaltigt wurde.

Heute, ganz eingenommen von ihrer Rolle als Mailän- derin, würde sie aus dem Arzneischrank eine Ibuprofen und ein Muskelrelaxans holen, um sich auf dem Sofa aus- zustrecken und zu warten, dass die Bilder verblassen wie Träume. Ein anderer Schauspieler, der eben noch in Voll- endung das Warten im Todestrakt eines Gefängnisses in Montana spielt, könnte seine Rolle aufgeben und, mitten in einer Gesprächsrunde auf France Culture, den Platz von Alain Finkielkraut einnehmen, der vehement für eine französische Leitkultur eintritt. Und ein Schauspieler, der gerade die Kontrollen an der Grenze in Melilla zu umge- hen versucht, könnte sich unversehens in den Zeitungs- leser verwandeln, der mit einem europäischen Pass in der Tasche samstags in einem Flughafen sitzt.

Es ist kein Geheimnis: Dem anderen gelingt es nicht, seine Rolle zu ändern, weil du deine nicht ändern willst. Aber jedes Mal, wenn ein neuer Schauspieler die Bühne betritt, ist es möglich, das Drehbuch zu modifizieren, die uns zugewiesene Rolle zurückzuweisen, den Text umzuschreiben oder einen Akt zu überspringen. Die Revolution beginnt nicht mit einem Spaziergang in der Sonne, sondern mit einem Hiatus, einer Pause, einer unscheinbaren Veränderung, einer Abweichung im Spiel der Improvisationen und Aufführungen.

Auf Internetseiten mit allen möglichen Digitaluhren unterwegs, gerate ich auf Death-clock.org an einen Rechner, mit dem man unter Angabe von Geburtsdatum, Geburtsort, Gewicht und Größe seinen Todeszeitpunkt kalkulieren kann. Ich wähle meine Gemütslage zwischen optimistisch, neutral und suizidal. Diesem Welttheater zum Trotz bin ich zweifellos Optimist. Dann stehe ich vor der Pflichtangabe: männlich oder weiblich? Ich probiere es mit beidem.

Als Frau werde ich zweiundneunzig Jahre, acht Monate und dreizehn Tage leben, sagt meine Todesuhr und verrät mir das Datum, an dem ich dereinst von der Bühne abtrete: Sonntag, 22. Juli 2063. Als Mann werde ich sechsundachtzig Jahre, zwei Monate und elf Tage alt. Voraussichtliches Datum des Ablebens: 20. Januar 2057. Für Transschauspieler ist in diesem Theaterstück keine Rolle vorgesehen, fürchte ich. Aber wir haben schon begonnen, das Drehbuch umzuschreiben.

Berlin, 6. Februar 2016

Transit-Identität

Eine Person tritt an das Boarding Gate eines Flughafens, an einen Grenzübergang, an die Rezeption eines Hotels oder den Schalter einer Autovermietung. Sie zeigt ihren Pass, und der Flugbegleiter, Verkäufer, Rezeptionist, Kundenbetreuer oder Zollbeamte wirft einen Blick auf den Ausweis, betrachtet dann den Körper, den er vor sich hat, und erklärt: »Das sind nicht Sie!« Was dann geschieht, ist ein Systemfehler, eine Störung der Rechts- und Verwaltungskonventionen, auf die sich unsere politischen Fiktionen gründen. Der soziale Apparat der Identitätsproduktion sackt wie in Zeitlupe in sich zusammen, seine Techniken (Fotos, Ausweise, Äußerungen) fallen eine nach der anderen aus wie in einem Videospiel, in dem plötzlich ein grettes *Game over* auf dem Bildschirm blinkt. Für die Spanne eines Augenblicks herrscht eisiges wittgensteinsches Schweigen und mit ihm das Gefühl, aus der Sprache geworfen zu sein: Erschrecken darüber, die Grenzen der sozialen Erkennbarkeit überschritten zu haben, Faszination, weil man, und sei es auch nur für einen Augenblick, von außen oder vielmehr von der Schwelle aus einen Blick auf den Apparat erhascht hat, der uns als Subjekte konstituiert.

Es könnte sich um eine Albtraumszene handeln oder um den Höhepunkt einer pataphysischen Erzählung. Und doch ist es nur ein banales Ereignis aus dem Alltag einer Transperson, die auf die rechtliche Anerkennung ihrer neuen Identität wartet. Manchmal bin ich versucht, auf

den Ausruf »Das sind nicht Sie!« zu entgegnen: »Natürlich bin das nicht ich! Zeigen Sie mir doch Ihren Ausweis und sagen mir, ob das Sie sind oder nicht.« Stattdessen stecken wir, der Beamte und ich, fest und spielen Hegels Schlüsselszene nach: »Selbständigkeit und Unselbständigkeit des Selbstbewusstseins; Herrschaft und Knechenschaft.« Also reiße ich mich zusammen. Ich weiß sehr gut, dass mir in dieser Szene die Rolle des Knechts, nicht die des Herrn zugesucht ist. Ich kehre in den Schoß der Anerkennung zurück. Das Spiel der Sprache steckt voller Überwachungs- und Einschließungsinstitutionen, die über seine Grenzen wachen.

Ich verleugne, was die queere Dekonstruktion mich gelehrt hat, und bekräftige den sozialen Apparat der Genderproduktion. Ich wedle mit einem Schreiben meines Anwalts und erkläre, dass mir bei Geburt irrtümlich das weibliche Geschlecht zugewiesen wurde und mein Antrag auf personenstandsrechtliche Anerkennung meiner männlichen Identität Gegenstand eines Verfahrens ist, das in den Händen eines spanischen Richters liegt. Ich bin in Transition begriffen. Ich befinde mich im Wartesaal zwischen zwei exklusiven Vor- und Darstellungssystemen.

»Transition« nennt man den Prozess, der im Zuge eines medizinisch-rechtlichen Verfahrens der Geschlechtsneuzuweisung oder -angleichung von der Weiblichkeit zur Männlichkeit (oder umgekehrt) führen soll. »Je suis en train de faire ma transition«, »Ich bin mitten in meiner Transition«, sagt man für gewöhnlich. Solche Äußerungen suchen die Transformation eines Zustands in einen

anderen zu beschreiben und betonen zugleich den temporären, also vorläufigen Charakter des Vorgangs. Der Prozess der Transition meint indes nicht den Übergang von der Weiblichkeit zur Männlichkeit (diese beiden Gender sind keine ontologischen, sondern nur biopolitische und performative Größen), sondern vielmehr den Übergang von einem Apparat der Wahrheitsproduktion zu einem anderen.

Die Transperson wird als eine Art Exilant vorgestellt, der das Geschlecht, das ihm bei Geburt zugewiesen wurde, hinter sich gelassen hat (wie man sein Vaterland verlassen kann) und nun nach Anerkennung als Bürger eines anderen Geschlechts strebt. In politisch-rechtlichen Begriffen ist der Status der Transperson dem des Migranten, des Exilanten oder des Geflüchteten vergleichbar. Sie alle befinden sich im vorübergehenden Prozess der Suspendierung, des In-der-Schwebe-Seins ihrer politischen Verfasstheit. Und im Fall der Transpersonen wie der migrantischen Körper ist das, was eingefordert wird, ein biopolitisches Refugium: Man möchte Subjekt eines semiotischen Gefüges sein, das dem Leben Sinn verleiht.

Das Fehlen rechtlicher Anerkennung und biokultureller Unterstützung beraubt die Trans- und Migrantenkörper der Souveränität und versetzt sie in eine Position hoher sozialer Verwundbarkeit. Der Trans- oder Migrantenkörper besitzt, anders gesagt, eine geringere ontologisch-politische Dichte als der eines Bürgers, dessen Geschlecht und Nationalität von den Verwaltungskonventionen des Nationalstaats, in dem er lebt, anerkannt werden. Transperson und Migrant sind, wie wir mit den

Begriffen Althussters sagen könnten, in der parodistischen Lage derer, die darum kämpfen, von ebenjenen Staatsapparaten, die sie ausschließen, als Subjekt anerkannt zu werden. Wir bitten darum, anerkannt (und eben dadurch unterworfen) zu werden, um Formen freier sozialer Unterwerfung erfinden zu können.

Was Transpersonen und Migranten fordern, indem sie eine Geschlechtsumwandlung oder Asyl beantragen, sind die administrativen (Namen, Aufenthaltsrecht, Papiere, Ausweise etc.) und biokulturellen (Nahrung, Medikamente, biochemische Substanzen, Zuflucht, Sprache, Selbstrepräsentation usw.) Prothesen, die notwendig sind, um sich als lebende politische Fiktionen zu konstituieren.

Was man die Flüchtlings-»Krise« oder das »Problem« von Transpersonen nennt, kann nicht gelöst werden, indem man Flüchtlingslager oder Kliniken zur Geschlechtsneuzuweisung baut. Was in einer Krise steckt, sind die Systeme der Wahrheitsproduktion, der politischen Staatsbürgerschaft und die Technologien des Nationalstaats sowie die binäre Epistemologie des biologischen und sozialen Geschlechts. Was in eine Transition eintreten muss, ist daher der gesamte politische Raum.

Kassel, 28. Mai 2016